



M. RHEIN/D. BECKMANN

Der Werwolf von Münster

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



శ్రీ

MARIA RHEIN /
DIETER BECKMANN
Der Werwolf
von Münster

HEILIGE FLAMME GLÜH' Heinrich Maler, Agent der preußischen Geheimpolizei, ist nicht gerade erfreut über den neuen Auftrag: Er soll einen Freund seines Vaters, ausgerechnet den katholischen Bischof Brinkmann, bespitzeln und dessen Aktivitäten im Kulturkampf zwischen Kirche und Staat an seine Dienststelle in Berlin melden. Als Tarnung weist man ihm einen Posten als Kommissar in Münster zu. Kaum seinen Dienst angetreten, wird Maler mit einer Serie von grausamen Morden konfrontiert. Der Täter hinterlässt ein Bibelzitat bei jeder Leiche. Die Spuren führen Maler zu der etwas merkwürdigen Adelsfamilie von Bockholt. Hier gerät er in die Kreise des neu aufkommenden Spiritismus und verliebt sich wider Willen in die junge Witwe Katharina Kaufmann. Glück in der Liebe, aber Pech im Beruf: Die Morde scheinen kein Ende zu nehmen. Die Bevölkerung in Münster ist aufgebracht. Handelt es sich um ein Mitglied der Spiritisten? Ist der Mörder tatsächlich ein religiöser Fanatiker aus dem katholischen Umfeld? Oder führt die Spur in hohe Regierungskreise – zu Malers eigentlichem Auftraggeber?



Maria Rhein arbeitete als Diplom-Designerin in diversen Werbeagenturen und ist seit der Geburt ihrer Kinder als Musik- und Kunstdozentin freiberuflich tätig. Regional machte sie sich einen Namen als Sängerin und Entertainerin. Unter anderem auch mit



Dieter Beckmann, der seine ersten Gedichte und Kurzgeschichten mit 17 Jahren verfasste. Als Musiker veröffentlichte er mehrere Alben. 2005 gewann er mit der Kurzgeschichte »Das Haus des Tagelöhners« den 2. Platz des Allianzliteraturwettbewerbes. 2009 erschien sein erster historischer Roman, sein zweiter folgte im Jahre 2012.

Weitere Informationen zu beiden Autoren: www.historic-crime.de

**MARIA RHEIN /
DIETER BECKMANN**

**Der Werwolf
von Münster**

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: René Stein
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes »Chess Players« von Johann Erdmann
Hummel, http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johann_Erdmann_Hummel_-_Chess_Players_-_WGA11805.jpg; © Veronika - Fotolia.com
ISBN 978-3-8392-4279-7

PROLOG

LUPUS LÄCHELTE und sein Blick folgte den weißgrauen Nebelschwaden, die langsam über die Felder und Wiesen krochen. Dies war seine Nacht. Der helle Mond tauchte den Nebel in ein weiches Licht. »Mond, du bist mein Verbündeter«, flüsterte er. Einen kurzen Moment hielt Lupus inne und genoss die nächtliche Stille, dann hastete er zwischen den Bäumen vorwärts, tief geduckt, immer auf der Suche nach den dunklen Schatten der Bäume. Lupus hechelte und Dampfschwaden stiegen vom erhitzten Fell seines Körpers auf. Hinter einem der mächtigen Baumstämme blieb er stehen. Er lauschte und konnte nichts Beunruhigendes hören. Sein Herz raste so sehr, dass er das Klopfen im Hals fühlte. Bald würde die Nacht vorüber sein und damit auch die unstete Gier auf die Jagd. Immer wieder zog ihn der Vollmond in die Dunkelheit hinaus.

Seine Arme und Beine begannen zu schmerzen. Überall, in jeder Ader seines Körpers, fühlte er den Sog, der ihn hinaus in die Nacht zwang. Nichts bedeutete ihm mehr als seine Bestimmung. Denn er war Lupus, der Wolf. Anstrengung und Wachsamkeit ließen seine Augen brennen und nervös blickte er auf sein Fell. Würde er heute Nacht ein Opfer finden? Der Gedanke an die Jagd verursachte ein warmes Glücksgefühl.

»Öffne dein Herz!«, hörte er die tiefe Stimme in seinem Kopf. Sie redete nicht oft mit ihm, aber heute

schon zum zweiten Mal. Vor jeder seiner Verwandlung sprach sie zu Lupus, ermahnte ihn, auf Gottes Wege zu achten. Er gab sich alle Mühe, nach den Zeichen des Herrn zu suchen.

»Bald kommt die Zeit, in der du zum wahren Werkzeug Gottes werden wirst«, hörte er die Stimme. Lupus wartete, bis sie fortfuhr: »Bald wirst du durch dein Werk einen neuen Namen erhalten.« Wieder wartete er auf erklärende Worte der Stimme. Aber sie blieb stumm. Eine bleischwere Müdigkeit bahnte sich langsam ihren Weg in jede Faser seines Körpers. Er sackte förmlich in sich zusammen. Keinen Schritt konnte er mehr tun, ohne dass seine Muskeln schmerzten. In seinem Kopf dröhnte es, wie Kanonenschläge eines Artillerieschußes. Immer wieder hämmerte es in seinem Schädel, manchmal tagelang, so wie jetzt, die Stimme ließ ihm keine Ruhe, zeigte kein Erbarmen. So würde auch er kein Erbarmen zeigen. Lupus, der unbarmherzige Jäger, das wahre Werkzeug Gottes.

TEIL I

DIE ARBEITERKOLONIE OTTILIENAUE in Gelsenkirchen war nicht gerade das, was Heinrich Maler sich ausmalte, wenn er über seine Zukunft nachdachte. Die Bergwerksgesellschaft, in deren Diensten er nun stand, verfügte über viele gute Kontakte nach Berlin. Sie bezahlten Unterkunft, Essen und ein paar Mark, die sie Lohn nannten. Seine Aufgaben bestanden darin, Sozialisten auszuhorchen. Nicht dass dies zu großartigen Gewissensbissen bei ihm führte, als Sohn eines Professors für Philosophie der Königlich Theologischen und Philosophischen Akademie entstammte er nicht gerade der Arbeiterklasse.

Doch Sozialisten interessierten ihn nicht besonders, auch wenn er einige ihrer Ideen durchaus nachvollziehen konnte. Seiner Meinung nach erreichte die Reichsregierung mit den andauernden Sanktionen gegen die Sozialisten genau das Gegenteil von dem, was sie eigentlich erreichen wollte. Die Arbeiter trieb man damit immer weiter in die Hände von gefährlichen Umstürzern, die es zuhauf gab. Bei den letzten Reichstagswahlen im Januar holte die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands gerade mal knapp sieben Prozent. Nicht gerade viel. Heinrich fand die Aktionen der Regierung gegen die Sozialisten daher maßlos übertrieben. Zwar hielt er einige der neuen Ideen auch für gefährlich, dennoch wollten die meisten

Arbeiter eigentlich nur eines: genug Lohn und Brot, damit sie ihre Familien ernähren konnten.

Der Sommertag war heiß und stickig und die Schwüle hing wie ein bleiernes Tuch über der Stadt. Heinrich trat der Schweiß ohne jede Anstrengung auf die Stirn. Er schlenderte durch die Arbeitersiedlung und ließ seinen Blick umherschweifen. Ausschließlich Frauen und Kinder waren auf der Straße, die Männer arbeiteten im Bergwerk. Ärmliche, kleine Arbeiterhäuschen reihten sich aneinander. Otilienaue erinnerte ein wenig an eine Stadt aus dem Märchen. Nur dreckiger. Fehlten noch die sieben Zwerge, dachte Heinrich. Von irgendwo her drang Kindergeschrei an seine Ohren. Heinrichs Blick fiel auf eine ältere Frau, die zwei zerlumppte Kinder hinter sich herzog und mit ihnen schimpfte. Die Menschen hier besaßen gerade so viel, um nicht zu sterben. Das Leben der meisten Männer spielte sich hauptsächlich im Dunkeln ab, unter Tage, nahe dem schwarzen Gold, das alle so begehrten und Reichtum und Wohlstand versprach. Die Frauen bekamen meist ein Kind nach dem anderen, der Lohn ihrer Männer reichte noch nicht einmal für ein Kind, geschweige denn für neun oder zehn. Die Kohle machte nur die wenigen Zechenbesitzer reich. Die Kumpels, die ihr Leben und ihre Gesundheit bei der Arbeit im Bergbau aufs Spiel setzten, blieben arm. Das hatte er in den letzten Wochen als Arbeiter am eigenen Leib gespürt, wenn seine Augen brannten, weil der Schweiß den schwarzen Staub hineinspülte und ihm am Ende der Woche ein karger Hungerlohn ausgezahlt wurde.

Zum Leidwesen der Zechenbesitzer schienen es einige findige Arbeiter auch langsam zu verstehen. Unterstützung erhielten die Kumpel meist aus dem bürgerlichen Lager, wie von diesem Marx, Kind eines Anwalts, oder von dem Lehrer Wilhelm Liebknecht.

Heinrich hatte sich heute beim Steiger krankgemeldet. Das bedeutete für ihn: kein Lohn. Allerdings machte er sich darüber weniger Sorgen. Von den paar Pfennigen, die man ihm bezahlte, wenn er mit den anderen unter Tage arbeitete, konnte sowieso niemand überleben. Er schmunzelte voll Bitternis bei dem Gedanken an seine augenblickliche Situation. Hätte er etwas anders machen können? Es war zwar nicht klug gewesen, seinem Vorgesetzten Inspektor Ebert an den Kragen zu gehen und ihn gegen die Wand seines Büros zu drücken, aber der Kerl hatte ihn provoziert, ihn angebrüllt, er sei eine Schande für die preußische Geheimpolizei. Für Ebert war er immer schon nichts anderes gewesen als der Sohn eines katholischen Umstürzlers aus der Provinz. Wann immer Inspektor Ebert die Möglichkeit dazu bekam, versuchte er, Heinrich zu diskreditieren. Nein, ihm war einfach nur der Kragen geplatzt. Nur Polizeidirektor Wippmann hatte er es zu verdanken, dass er sich immer noch im Dienst befand. Der hatte ihn zu den Bergwerksbesitzern nach Gelsenkirchen versetzt und mit Vorwürfen wahrlich nicht gespart. Heinrich dachte an Berlin. Nur dort ließ es sich wirklich gut leben. Jetzt sollte er hier diese armen Teufel aushorchen, die die Werksleitung für Sozialisten hielt. »Sozialismus!«, spuckte Hein-

rich förmlich aus, schüttelte den Kopf und sprach zu sich selbst: »Hier ist jeder nur damit beschäftigt, sich zu Tode zu arbeiten, um seine Familie am Leben zu erhalten.« Heinrich traf nur wenig echte Sozialisten in Ottilienau. Den feinen Unterschied machte die preußische Geheimpolizei, im Gegensatz zu ihm, schon lange nicht mehr. Seit drei Monaten wühlte er nun schon hier im Dreck, ohne eine großartige Verschwörung aufgedeckt zu haben. Heinrich zog seine Kappe etwas tiefer in die Stirn, schlenderte um die nächste Häuserecke und erreichte schließlich seinen Hauseingang. Hier teilte er sich das Zimmer mit zwei polnischen Bergarbeitern, die sich erst seit Kurzem in Gelsenkirchen aufhielten.

»Guten Tag, Heinrich!«

Er zuckte zusammen und drehte sich abrupt um. Seine Zimmergenossen befanden sich doch unter Tage. Dann fiel sein Blick auf den Mann, der auf dem Schemel in der Ecke der Behausung saß. Handschuhe und Zylinder lagen vor ihm auf dem Tisch. »Otto! Wie um alles in der Welt kommst du hierher?«

Sein Besucher lächelte, stand auf und umarmte ihn. Dann fasste er Heinrich bei den Schultern und schüttelte den Kopf. »Du siehst nicht gut aus!«

Heinrich winkte ab. »Ach, das täuscht. Setz dich und erzähl.« Otto Weber, sein bester Freund und Kollege aus Berliner Tagen, nahm ihm gegenüber Platz.

»Der Polizeidirektor schickt mich.«

»Wippmann?« Heinrich dachte an den Leiter der Behörde. Seitdem Karl-Ludwig Wippmann die preu-

ßische Geheimpolizei leitete, hatte sich einiges verändert. Wippmann mochte Heinrich und hielt seine mächtige Hand schützend über ihn. Zwar hatte der Polizeidirektor ihn hierher strafversetzt, doch Heinrich wusste ja, Wippmann hatte gar nichts anderes tun können. Heinrich galt innerhalb der preußischen Geheimpolizei nicht gerade als einfach. Sein unkonventionelles Vorgehen und die Nichteinhaltung der Dienstordnungen trafen bei seinen Vorgesetzten auf wenig Zustimmung. Ohne Wippmanns Hilfe hätte ihn nach der Rangelei mit seinem Vorgesetzten Ebert wahrscheinlich eine Gefängnisstrafe erwartet. »Was führt dich her, Otto?«

»Wippmann braucht deine Hilfe in einer etwas delikaten Angelegenheit.«

»Ihr habt doch genug Leute in Berlin, ich dachte, dass er mich hier noch etwas schmoren lassen will«, bemerkte Heinrich ironisch.

Otto blickte sich demonstrativ in der kleinen Behausung um und lächelte. »Wenn ich mich hier so umsehe, gehe ich davon aus, dass du langsam genug davon hast, den Arbeiter zu spielen.«

Heinrich zuckte mit den Schultern, musste sich jedoch eingestehen, dass Otto recht hatte. Er hatte tatsächlich die Schnauze gestrichen voll von der Behausung hier und erst recht von den bornierten Zechenbesitzern und ihren Ängsten vor irgendwelchen Sozialisten.

»Also, spuck's aus, Otto! Wohin will Wippmann mich schicken?«, fragte er neugierig.